

Nr. 223 Bydgoszcz / Bromberg, 29. September 1937

Eine lange Nacht.

Roman von Willy Harms.

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Mutter kam auf ihn zugelaufen, als er aus der Tür trat, sie hatte mit Bangen im Nebenzimmer gewartet.

„So sag doch, Joachim —"

„Freu dich, Hanna wird gesund!"

Frau Wieking griff tastend nach der Fensterbank. „Ist das wahr? Du irrst dich nicht?"

„Ich irre mich nicht."

„Und du? Du bist — anders, abwesend —?"

„Daß in mir manches kieloben treibt, wirst du verstehen."

„Du willst abreisen?"

„Es wäre das beste, wenn ich es täte. Aber ich bringe es nicht übers Herz, Hanna diesen Stoß zu versetzen. Es kann ein Stoß in das Nichts sein."

In wirrer Hast verabschiedete er sich und lief aus der Anstalt hinaus. Auf einsamer Chaussee stolperte er dahin und merkte dann, daß er die Stadt im Rücken hatte. Er war nach der entgegengesetzten Seite gelaufen. Und an sein Auto hatte er nicht gedacht, das stand noch vor dem Tor. Er kehrte um und bemühte sich, seine Gedanken zu ordnen. Er fuhr nach dem Hauptpostamt. Ratlos stand er dort an einem Pult. Welche Nachricht sollte er Gesche geben? Ferngerückt erschien sie ihm. War es überhaupt nötig, daß er telegraphierte? Würde sie nicht ohne weiteres annehmen, daß er unter einem Zwang handelte, wenn er bis morgen blieb? Oder sollte er sich jetzt in den Wagen setzen und nach Lübeck fahren? Den Weg kannte er, er konnte ihn auch in der Dunkelheit benutzen. Morgen früh machte er dann eben die Fahrt noch einmal. Nein — das war ein Versteckspiel. Wenn er jetzt zu Gesche fuhr, kehrte er morgen gewiß nicht zurück. Dann war er geflüchtet vor Hannas gläubigen Augen.

Schnell warf er einige Worte aufs Papier. „Hanna ist gesund. Alles wird gut." Der letzte Satz war an Gesche gerichtet. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß seine Frau ihn auch auf Hanna beziehen konnte.

Lange lag er an diesem Abend wach und grübelte. Ein Wrack war er, das — ankerlos — den Wogen preisgegeben war. Wenn er morgen vor Hanna noch die Mär aufrechterhielt, daß er noch ihr gehöre, so war das ein übles Spiel mit Gesche, deren Nerven kein Zerren vertrugen. Sagte er Hanna aber die Wahrheit, so stieß er sie — nach dem Zeugnis des Arztes — zurück in geistiges Siechtum. Bei Hanna lag sicher die größere Gefahr. An sie hatte er zuerst zu denken. Sie hatte noch ein Recht auf einige Stunden; dann aber mußte Schluß sein. Um Gesches willen! Nach Tagen würde Hanna soweit gekräftigt sein, daß sie es vertrug, wenn ihr Phantasiegebäude einstürzte. Nur er durfte es nicht einreißen. Dazu gehörten Mutterhände.

Wer trug die Schuld an dieser Verstrickung? Hätte er nie nach Jessenow gehen sollen?

Und wenn die Besserung in Hannas Zustand nur ein Aufflackern gewesen war, wenn sie morgen war wie immer in den letzten Jahren?

Er stand auf und trank ein Glas Wasser. Einen unsagbar häßlichen Gedanken mußte er hinunterspülen. Er nahm sich vor, morgen doppelt nachsichtig und gut gegen Hanna zu sein. Von seinen beiden Frauen hatte sie jetzt das Vorrecht.

*

Mit hellen Augen trat ihm am nächsten Morgen die Mutter entgegen. „Du wird staunen, Joachim, wenn du Hanna siehst. Doktor Hölting hat es erlaubt. Er staunt selber am meisten."

„Was hat er erlaubt?"

„Geh nur hinein. Du wirst es sehen."

Hanna saß, in Decken gehüllt, angekleidet im bequemen Stuhl am Fenster. Sofort warf sie die Decken zurück, als sie ihn sah.

„Diese dummen Decken! Ich habe sie nur genommen, weil Doktor Hölting noch ängstlich war. Aber ich brauche sie nicht. Ganz wohl fühle ich mich. — Lieber Kerl, merkst du, daß ich wieder gesund bin?"

Urwüchsige Jungmädchenkraft war in ihrer wilden Umarmung.

„Vorsichtig sein, Mädel! Sonst ruf ich den Arzt!"

„Nein, er soll nicht kommen. Keiner soll kommen. Ganz für mich will ich dich haben!"

„Dann setze dich nieder."

„Will ich auch. Aber vorher sollst du Platz nehmen hier auf meinem Stuhl."

„Und du?"

„Dummer Bub!"

Sie setzte sich auf seinen Schoß, lehnte sich fest an ihn und schloß die Augen.

„So haben wir schon einmal gesessen. Weißt du es noch? An unserm Hochzeitstage war es. Auf der Warnemünder Mole waren wir gewesen. In meinem Dachzimmerchen, das für zwei Tage unsere Ehewohnung werden sollte, saßen wir wie jetzt am Fenster, und unter uns tobte der Breiting. Es war eine Sturmnacht. Du sagtest: „Die Nacht ist so schön, daß man sie gar nicht verschlafen möchte." Aber das hast du nicht so gemeint. — Ich kann es noch immer nicht fassen, daß zwischen damals und heute eine so lange Zeit liegen soll."

„Es stimmt schon, kleine Hanna!" Die kurze Antwort wurde ihm schwer. Seine Stimme war rauh. Ein Bild aus dem Fischerhause tauchte in ihm auf. Im alten Lehnstuhl hatte Gesche am Verlobungstag auf seinem Schoß gesessen. Und dann war der Medizinalrat gekommen. — Jetzt hatte Hanna Gesches Platz inne. Gedankenlos strich er ihr das Haar zurück.

„Diese Bewegung kenne ich noch von dir. Wunderschön ist es, deine Hand zu fühlen. Mag kommen, was will. Ich habe meinen Mann wieder! Alles andere ist nebensächlich."

Ein Brennen war unter seiner Schädeldecke. War er — Joachim Hinzpeter — auch in Gefahr, auf dem Sachsen-

berg Behausung nehmen zu müssen? Er schluckte, zerknüllte das Taschentuch. Er mußte Herr über sich bleiben, wenn auch Hanna in seinem Arm lag und ihn vertrauensvoll wie ein Kind ansah.

Dieser Blick rüttelte an ihm. Nein, dieses innige Vertrauen in den Augen konnte, durfte er nicht zerstören. Aber wie kam er nur aus dieser Wirrnis heraus, ohne Wunden zu hinterlassen, die nie wieder heilen.

„Ich habe heute morgen immer daran gedacht, wie du in diesen Jahren gelitten haben mußt. Hast deine Hanna doch nicht vergessen, und das will ich dir Zeit meines Lebens danken! Und eigentlich habe ich dich in Rostock ja einfach genommen, ohne den schüchternen Jungen viel zu fragen."

„Hanna — ich will —" Er machte Miene aufzustehen. Er wollte davonlaufen! Betäubung und Vergessen suchen.

„Sitzenbleiben! Du bist es nicht mehr gewohnt, daß du eine Frau im Arm hältst. Aber du soll es wieder lernen. Ich bin deine Lehrmeisterin. Ganz nah will ich dir sein und denken, daß alles, was über uns hinweggegangen ist, uns nicht mehr berührt. Nur das Morgen gilt noch. Der Arzt sagt, daß ich noch einige Tage hierbleiben muß. Schnell werden sie vergehen. Dann komme ich zu dir. Ohne weiteres darf ich kommen, deine Frau bin ich ja. Wir brauchen kein Standesamt und keine Kirche mehr. Dann — Bub, hör zu — dann bin ich wieder dein!"

Auch Joachim Hinzpeter war nur ein Mensch. Auch seine Nerven waren keine Taue. Die unmögliche Lage riß ihn mit. Er vergaß, daß er eine Frau in Lübeck hatte, die Gesche hieß.

„Hanna, liebe Hanna!" Wie trunken sah er sie an. Alles Harte fiel weg, und nichts war mehr verbogen und verzerrt. Aber den Gefreiten Hinzpeter gab es wieder, der im Trommelfeuer ruhig blieb im Vertrauen auf die tiefe Gläubigkeit eines Mädchens aus der Heimat, das gesagt hatte, er werde zurückkehren. Nun war er zurückgekehrt, Hanna hatte ihn durch ihren Glauben vor Granaten und Gelbkreuz geschützt. Heute trug er einen Teil seiner Schuld ab, schützte er sie vor geistiger Nacht und führte sie hinein in Sonne und Helle. Zwischen Wirklichem und Unwirklichem war keine Grenze; auf Sekunden wurde das Krankenzimmer zu einem Raum, in dem zwei Menschen mit verhaltenem Atem einander das letzte Glück aus den Augen und von den Lippen tranken.

Hanna sagte: „Nun weiß ich, daß du mich wieder richtig lieb hast!"

Joachim antwortete nicht. Er dachte daran, was er Gesche versprochen hatte: keinen Augenblick hatte er vergessen wollen, daß sie seine Frau war.

*

Um diese Zeit saß Gesche mit blassem Gesicht an Joachims Schreibtisch. Mit dem hellseherischen Gefühl des reinen Weibes erlebte sie die Stunden auf dem Sachsenberg. Das Telegramm war nun eine Bestätigung gewesen. Eine Nacht des Kampfes lag hinter ihr. Nun war sie darüber hinweg. Sie hatte gegen Morgen sogar ein wenig geschlafen. Ein stilles Wissen hatte sie sich erobert.

Sie schrieb jetzt an Joachim.

„Mein lieber Mann!

Das ist nicht gedankenlos hingeschrieben. Ich hab Dich wirklich lieb. Und jede Stunde neben Dir war Glück. Ich schreibe Dir jetzt schon, weil ich nicht weiß, ob ich noch die Kraft zum Schreiben finden werde, wenn Du wieder um mich bist. Noch bist Du nicht zurück, bist vielleicht noch bei Hanna oder auf dem Wege zu mir. Diesen Satz, der mir eben in die Feder gelaufen ist, magst Du wie ein Symbol nehmen: Immer wirst Du mit Deinen Gedanken zwischen Hanna und mir weilen, wirst bei ihr ein Unrecht gegen mich empfinden und bei mir ein Unrecht gegen sie. Dabei würdest Du zugrunde gehen. Aber das will ich nicht. Dazu hab ich Dich zu lieb. Leben sollst Du! Darum muß ich von Dir gehen.

Deine Kriegsehe ist gegen mich aufgestanden. Du trägst keine Schuld daran. Und wenn Du — ich halte das für möglich — in Hanna wieder die gesehen hast, die einmal Dein war, wenn Du Dich hast mitnehmen lassen von der Gewalt des Augenblicks, so bitte ich Dich mit meinem letzten Denken: stochere nicht nach Schuldbrocken. Es sind keine da.

Du sollst mir glauben, daß mir mein Schritt leicht wird. Ich fühle seine Notwendigkeit. Für Dich tue ich ihn. Als Tochter eines Arztes weiß ich, wie man zu sterben hat, damit nichts Häßliches und Krankes die Stunde trübt. In lichten Träumen werde ich hinübergleiten.

Noch eine Bitte: Laß mich nicht umsonst gestorben sein! Du wirst wissen, was ich meine.

Vielleicht kommst Du bald zurück. Nach diesem Brief wird Dir frei und leicht entgegentreten können

Deine Gesche."

Gesche hatte recht, Joachim war schon auf dem Wege nach Lübeck. Ganz langsam fuhr er. Er mußte langsam fahren, denn seine Hände waren ganz gefühllos. Auch Gesches wegen konnte er sich Zeit lassen. Er kam ihr noch immer früh genug unter die Augen.

Seine Gedanken hetzten zurück, klammerten sich an das Abschiedswort von Doktor Hölting. „Harte Anforderungen habe ich an Ihre Nerven stellen müssen. Aber wir haben gesiegt! Das ist meine feste Überzeugung. Nehmen Sie das Bewußtsein mit nach Hause, daß Sie einen Menschen vor dem geistigen Tode gerettet haben."

Das Wort war ein Trost gewesen, nur vermochte es nicht, zerschrotete Nervenstränge zu heilen.

Wie ein Verbrecher stieg Joachim daheim die Treppe hinauf und trat in die Stube zu Gesche.

Sie fragte nicht lange.

„Komm, Joachim. Müde bist du von den Strapazen der Reise. Lege dich aufs Sofa und ruhe dich aus."

„Ja, Gesche, müde bin ich." Als sei er ein krankes Kind, ließ er sich von seiner Frau die Decke auflegen. „Ich will dir alles erzählen."

So sprach ein Schuldiger, einer der glaubte, sich durch eine Beichte Erleichterung verschaffen zu können. Aber Gesche wollte keine Beichte hören. Sie hatte ihren Mann zu lieb.

„Nicht jetzt erzählen. Nachher. Eins sage mir nur: Deine Reise war nicht erfolglos?"

„Der Arzt sagt, daß wir mit der völligen Wiederherstellung der Kranken rechnen könnten."

„Dann wollen wir uns freuen, Joachim. Aber nenne Hanna ruhig mit ihrem Namen. Du glaubst doch nicht, daß es mir weh tut, wenn ich ihn höre? Dann kennst du deine kleine Gesche nicht. — Aber nun ganz still liegen und ruhen! Ich gehe derweil in die Küche, um nach dem Abendbrot zu sehen."

Mit großen Augen blieb sie draußen am Küchentisch stehen. Sie hatte sich nicht getäuscht. Joachim war wie ein offenes Buch.

Sie dachte an den Wintertag, an dem er sie aus dem Fessenower See geholt hatte. Damals war ihr Leben abgeschlossen gewesen. Wenn sie doch noch anderthalb Jahre sich hatte freuen dürfen, so verdankte sie es Joachim. „Ich will Ihre Tochter fragen, ob sie meine Frau werden will." Sie war seine Frau geworden. Darüber hinaus gab es keine Steigerung. Nun wurde die Rechnung durch sie ausgeglichen.

Mit einem kleinen Speisebrett trat sie wieder ins Zimmer. „Nun wollen wir tüchtig essen, Joachim. Mir kommt es vor, als seiest du ausgehungert."

Ja, Joachim hatte während des ganzen Tages kaum einen Bissen zu sich genommen, aber er konnte auch jetzt nicht essen. Das Schlucken mit trockener Kehle war eine Quälerei. Er lehnte sich wieder zurück und schloß schamvoll die Augen.

„So hilf mir doch, Gesche!"

Sie schob den Anrichtetisch beiseite und setzte sich zu ihm, strich ihm mütterlich über die Stirn. Sie hatte sich so in der Gewalt — ach, es war gar keine Gewalt nötig —, daß ihre Hände nicht zitterten.

„Ich will dir auch helfen, Joachim. Morgen! Heute sollst du nur ruhen."

Sie tat, als sei nichts Besonderes am Tage geschehen, erzählte von Rolf Hollien, der angerufen und gefragt habe, ob Joachim schon zurück sei. Morgen abend sei eine Sitzung mit Vertretern der Schiffswerft in Aussicht genommen; es

handle sich um ein wichtiges Abkommen, Joachim möge sich freihalten.

Schiffswerft? Kohlenlieferungen? Das alles lag weit zurück. Hatte Joachim noch mit diesen Sachen zu tun? Ein Vorhang hatte sich vor sie geschoben. —

Da gab er sich einen Ruck. „Ich will dir von Hanna erzählen!"

Gesche wehrte ab. „Solange du bei ihr warst, war sie deine Frau; sie hat sich wenigstens dafür gehalten. Was sie dir aber da gesagt hat, ist nicht für mich berechnet, und darum —"

„Von mir will ich reden!" Hatte Joachim die Absicht, auch das Letzte vor Gesche auszubreiten?

„Ich kann es mir schon denken, Joachim, daß dich der heutige Tag angegriffen hat. Morgen hat alles ein anderes Gesicht. Heiter und sicher sollst du wieder in den Tag schauen. Und deine Geschefrau will auch ein wenig dazu beitragen."

Erstaunt sah Joachim zu seiner Frau hin. Was war nur geschehen während seiner Abwesenheit. Und noch ganz benommen sagte er dann:

„Ich erkenne dich nicht wieder, Gesche! Anders bist du als sonst. Hast eben gesprochen von Sicherheit und Heiterkeit. Beides hast du plötzlich. Woher nur?"

Ohne Verwirrung, mit offenem Blick antwortet sie schlicht und freimütig:

„Wird noch nicht verraten. In Jessenow erfährst du es."

„Hat dein Vater geschrieben?"

„Das hat er. Er erwartet uns übermorgen. — Da fällt mir ein, daß ich wohl schon morgen fahren könnte. Du bist am Tage ohnehin im Bureau, hast am Abend Sitzung — —"

„Gern, Gesche. Hätte ich den morgigen Tag nur erst hinter mir! Ich werde dich sehr vermissen."

Auch du wirst mir bestimmt in Jessenow fehlen, Joachim."

Sie gingen früh zur Ruhe. Gesche trieb Raubbau mit ihren Nerven. Aber es kam nicht mehr darauf an, wann sie ihren Kraftbrunnen leer schöpfte.

Gesche war sich bewußt, was ihr noch bevorstand. Aber ihr Wille war fest. Nichts sollte sie von ihrem Vorhaben abbringen.

Kraft brauchte sie auch noch am nächsten Morgen, als sich Joachim von ihr verabschiedete. Von der Treppe aus winkte sie ihm lächelnd nach. Mit langsamen Schritten tastete sie sich dann zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die einsame Insel.

Skizze von Ilse E. Tromm.

Weit draußen, wo die Schären aufhören, liegt die Bockinsel. Sie hat kahle, unzugängliche Klippen, die aus der See aufsteigen. Auf der Insel lebt nur ein Mensch, der alte Bengt Bengtsson. Er hat sein ganzes Leben lang dort verbracht. Vor vielen Jahren starb seine Frau. Sie hatte die Einsamkeit da draußen nicht ertragen. Sie besaßen einen Sohn. Er war zur See gegangen, und niemals hatten sie mehr von ihm gehört. Aber trotzdem sitzt der Alte Tag für Tag und wartet, daß er zurückkommen soll.

Mehr und mehr gebeugt wurde der Rücken des Alten in den langen Jahren des Wartens. Sein Blick verlor den Glanz, und seine Hände zitterten. Trotzdem fuhr er hin und wieder in dem schwankenden Kahn hinaus aufs Meer. Der Fang ist nicht groß. Aber er reicht für das Nötigste — für Kaffee und Tabak.

Bengt Bengtssons Augen haben durch das Hinausstarren auf das Meer gelitten. Er wohnt in einer elenden Hütte, die er selber errichtet hat. Sein Bett besteht aus Seetang und einigen alten Decken. Der Sturm, der oft über die Insel dahinrast, bläst die Hütte fast um, aber sie steht immer noch fest auf dem Berggrund. Das kleine Fenster ist vor Spinnengeweben fast nicht mehr sichtbar. Vor der Hütte befindet sich eine Bank, von der aus man eine gute Sicht über die See hat.

Die Insel gehört der Stadtverwaltung, die sie einmal an Bengt Bengtsson verpachtet hat. Aber es ist viele Jahre her, seitdem er zuletzt etwas dafür bezahlte. Nun hat die Stadtverwaltung ein Angebot von einer Aktiengesellschaft erhalten, welche die Insel kaufen und eine Heringssalzerei dort errichten will. Die Frage ist nur: Wer fährt hinaus zu dem Alten und spricht mit ihm? Die Zeiten sind schlecht, und die Stadtverwaltung hat den Kauf beschlossen — der Alte muß benachrichtigt werden . . .

Er soll in das Altersheim. Aber wer bringt es ihm bei? Keiner findet sich dazu bereit. Schließlich will man Andersson, den Polizeidiener, schicken. Aber da erhebt sich der Großbauer auf Sjörtorp, Erik Vallin. Er steht da wie eine kräftige Eiche, sein Inneres ist in Aufruhr. Seine Blicke gehen von dem einen zu dem anderen der Stadtverwaltung und bleiben am Vorsitzenden hängen. Erik Vallin erklärt, daß er sich selber zur Bockinsel hinausbegeben und den Alten unterrichten will. Er findet den Polizeidiener nicht geeignet dazu.

„Warum nur soviel Rücksicht auf den Alten nehmen?" meint der Vorsitzende. „Wir haben doch die Interessen der Stadtverwaltung zu wahren."

Als Erik sich der Bockinsel nähert, steht Bengt Bengtsson von der Bank vor seiner Hütte auf, von der aus er das Segelboot gesehen hatte. Er eilt in die Hütte und verschließt die wacklige Tür. Nun klopft es. Erschreckt kriecht der Alte in die hinterste Ecke. Er hört es klopfen, dann ertönt eine freundliche Stimme. So wagt er sich hervor und öffnet die Tür.

„Guten Tag, Bengtsson, wie geht es denn? Es ist lange her, seitdem wir uns sahen!"

„Ja", antwortet Bengt und sieht Vallin mißtrauisch an, „aber was ist denn: Ich besitze nichts weiter als diese Insel, und die kann mir niemand nehmen."

„Das ist ein Irrtum, Bengtsson, sie gehört der Stadtverwaltung."

„Kann sein — aber ich habe sie vor Jahren übernommen."

„Aber schon lange keine Pacht mehr bezahlt, und deswegen komme ich gerade. Die Verwaltung hat beschlossen, die Insel einer Aktiengesellschaft zu verkaufen. Sie sollen aufs Festland Bengtsson, und dort ein warmes behagliches Zimmer bekommen, gutes Essen und Kameraden vorfinden . . ."

„Soll ich etwa ins Armenhaus?" fragt der Alte erschrocken. „Nein, da gehe ich nicht hin! Ich bleibe wo ich bin, denn ich warte hier auf meinen Jungen. Er kann täglich eintreffen, und wenn er mich nicht hier vorfindet — das geht nicht, das werden Sie doch einsehen?"

Bengt Bengtsson steht jetzt mit Vallin vor der Hütte. Die See und die Klippen, die kleine Hütte mit der halb verfallenen Bank davor — all dies gehört dem Alten. Vallin sieht es ein, es ist unmöglich für den Alten, dies alles zu verlassen. Und ebenso unmöglich, im Altersheim zu bleiben. Da geht der Alte in die Hütte zurück, nach einer Weile kommt er wieder, hat einen Strumpf in der Hand, leert ihn aus und zählt das Geld, das darin war. Die Summe würde nicht die Pacht für ein Jahr decken, aber der Alte glaubt, er könne die Insel damit kaufen.

„Hier ist Geld. Nehmen Sie, und fahren Sie wieder heim! Sagen Sie denen, ich hätte meine Schuld bezahlt und habe nun das Recht, hier zu bleiben. Sagen Sie ihnen, ich muß hier auf meinen Jungen warten!"

Tränen rinnen über die Wangen des Alten. Seine Stimme zittert. Erik Vallin faßt einen Entschluß. Er gibt das Geld zurück und reicht Bengt die Hand zum Abschied.

„Ruhig, Bergtsson, alles wird sich ordnen."

Als Erik Vallin heimkommt, sucht er den Vorsitzenden der Stadtverwaltung auf.

„Na, wie ging es mit dem Alten?"

„Er hat die rückständige Pacht bezahlt und weitere Pacht auf drei Jahre im voraus", sagt Vallin. „Er hat also ein Recht, da draußen zu bleiben. Wir können unter diesen Umständen die Insel nicht an die Aktiengesellschaft verkaufen."

Der Vorsitzende wundert sich darüber, wo der Alte das viele Geld her habe. Daß Erik Vallin es für den Alten bezahlte, erfuhr niemals jemand.

Die Schürze.

Skizze von Inge Stramm.

Mädchen und Schürze, das gehörte einmal zusammen! Damals war die Schürze wahrhaftig noch kein Ding, was man in guten Familien nur heimlich in der Küche umtat, weil das Fett beim Braten in der Pfanne spritzt oder vom Gemüseputzen leicht Spuren auf dem Kleid zurückbleiben, und was man hastig abreißt, wenn es da an der Flurtür klingelt und man öffnen muß. Wenigstens in dem schönen, blonden Kopf Hella Schröders besteht diese Anschauung von der Schürze. Diese muß möglichst aus Gummi sein, abwaschbar und ist allein im Umkreis der Küche noch zu dulden.

Hella Schröder sieht es ein. Ein Mädchen von heute macht sich eben Gedanken über alles und versucht den Dingen sachlich auf den Grund zu gehen.

Allerdings wird die Frage schwierig, wenn die Gedanken um den Mann zu kreisen beginnen.

Ja, da hat also die Hella Schröder vor einem Jahr den Erich Halvensberg kennen gelernt, den besten Tennisspieler im Klub, und sie sind sich alle beide nicht gleichgültig geblieben. Denn Hella spielt nun auch nicht gerade schlecht Tennis, und zu unterhalten versteht sie sich auch, wenn sie nach dem Spiel im Liegestuhl noch auf dem Rasen vor der Klubhausterrasse liegen und eine Zigarette rauchen.

Der Klub kostet Hella zwar eine ganze Menge Geld, und man kann ja auch nicht immer dasselbe waschseidene Tenniskleid tragen, einen weißen Wollmantel braucht man, und im Winter ein neues Abendkleid zu dem Stiftungsfest. Aber dafür trifft man dort auch so nette, junge Männer wie zum Beispiel Erich Halvensberg.

Auf dem Stiftungsfest hat er eigentlich nur mit ihr getanzt. Wein haben sie zusammen getrunken. Und heimlich unter den Palmen im Wintergarten hat er sie nach Mitternacht auch einmal geküßt . . . Aber das, was danach eigentlich zu sagen gewesen wäre, hat er nicht gesagt.

Von Liebe reden ja junge Menschen von heute überhaupt nicht mehr so viel wie früher, obgleich sie ihnen nicht etwa unwichtiger geworden ist.

Aber wenn man sich nun schon bald ein Jahr kennt und eigentlich noch nie etwas aneinander auszusetzen gehabt hat, dann könnte ein Mann wie Erich Halvensberg, der nicht nur im Klub, sondern auch im Berufsleben etwas vorstellt, schon einmal von gemeinsamer Zukunft reden, meint Hella. Sie wartet eigentlich darauf, wartet mit demselben bangen, scheuen Gefühl im Herzen, mit dem die Mädchen auch früher auf ein entscheidendes Wort von dem, den sie lieben, gewartet haben. Denn so weit haben sie es heute immer noch nicht gebracht, daß sie dabei das erste Wort sagen.

Und dieselben kleinen, törichten Künste wenden sie an wie einst, um sich immer verlockender zu machen. Da müssen alle Kleider noch schöner und noch neuer sein. Da hat man im Park einen blühenden Busch entdeckt auf einem ganz abseitigen, stillen Weg, den man auf einem Abendgang dem Freund zeigen will. Da hängt der Mond rötlich im Gezweig, und die Luft duftet nach Lavendel.

Erich schweigt, lächelt manchmal, streicht dem Mädchen über das Haar, das auch nach Lavendel duftet. Dann entdeckt er ein Eichkätzchen, das sie verfolgen wollen und das gerade in der Richtung auf die große, belebte Allee entschlüpft.

Manchmal hat Hella heimlich geweint.

Und nun ist es ein Sonntagnachmittag. Hella steht in der Küche und spült das Geschirr, und es ist ihr richtig schwer ums Herz, wenn sie an Erich denkt, den sie erst heute abend treffen wird. Sie hat gar keine Lust mehr, sich für ihn schön zu machen. Das ist doch zwecklos. Sie steht in der Küche in ihrer bunten Gummischürze, die hier ja am Platze ist, die Ärmel der weißen Seidenbluse hoch angekrempelt, und reibt die Teller trocken.

Sie hört die Tür gehen und denkt, es wird die Mutter sein. Sie putzt gerade ein Glas, und hält es, um zu sehen, ob auch kein Stäubchen mehr daran ist, in die Sonne, die blank durchs Küchenfenster scheint. Da aber ruft jemand sie bei Namen mit einer Stimme, die unverkennbar ist.

Vor Schreck läßt sie fast das Glas fallen, greift nach den Schürzenbändern und versucht, sie aufzuknoten. Sie schämt sich gewaltig, hier in der nicht mehr ganz sauberen Küchenschürze vor Erich zu stehen. Wahrhaftig, es ist Erich, dem die Mutter wohl die Flurtür geöffnet und der sie jetzt hier in der unaufgeräumten Küche überrascht hat . . .

Ach, Erich solle doch nur entschuldigen, daß er sie in solchem Aufzuge trifft, er hätte doch in die Wohnstube gehen sollen.

Erich lacht über das ganze Gesicht. Oh, ihm gefällt sie gerade so gut als kleine Hausfrau! Ganz wunderbar steht ihr die Schürze! So eine Hausfrau suche er ja gerade für sich . . .

Ja, so sind nun die Männer! Da putzt man sich für sie, stürzt sich in wer weiß was für Unkosten, ruft Mondschein, blühende Büsche und Düfte als wirkungsvolle Statisten für eine Liebeserklärung herbei, und es nützt alles nichts.

Ein ganzes Leben träumt man von diesem wunderseligen Augenblick, da einer uns sein Herz anträgt, und dann geschieht das in der Küche neben der Spülschüssel . . .

Hella begreift es nicht. Sie wird alles zurücknehmen, was sie gegen die Schürze gesagt hat. Sie scheint eine besondere Wirkung auf die Männer zu haben, selbst noch auf die modernen. Die Hausfrauentugenden schätzen sie, scheint es, immer noch höher als Schönheit, Eleganz und Kameradschaft. Man fängt es doch stets falsch an, denkt Hella. Oder ist nur Erich so?

Sie hat nicht mehr viel Zeit nachzudenken. Wozu auch?

Sie ist ganz einfach glücklich. Und wenn ein Mädchen glücklich ist, so hört es auf zu denken. Dann läßt es sich von dem Liebsten einfach küssen, und somit ist alles gut.

 **Bunte Chronik** 

Die längste Straße der Welt.

Nachdem in diesem Sommer die letzten Strecken in Angriff genommen worden sind, wird die Verbindung zwischen Fairbanks in Alaska und Buenos Aires, d. h. quer durch den gesamten nord- und südamerikanischen Kontinent, geschaffen sein. Diese Autoroute wird die längste Straße der Welt bilden, denn sie wird nicht weniger als 21 000 Kilometer lang sein. Auch der Name dieser kaum zu schlagenden Rekord-Straße steht bereits fest; sie wird „die internationale Pazific-Route" heißen.

Der kleinste Mann der Welt ist gestorben.

Wie aus London gemeldet wird, ist in Hemel Hempstead im Alter von 50 Jahren ein gewisser Tiny Tim, der kleinste Mann der Welt, gestorben. Er maß 52 Zentimeter und wog bloß 11 Kilogramm. Den größten Teil seines Lebens verbrachte er im Ausland, wo er auf verschiedenen Bühnen auftrat. Er war niemals ernstlich krank. Seine Geschwister haben alle normale Ausmaße.

 **Lustige Ecke** 

Der Schullehrer, der Motorradfahrer ist.



Im Spiegel sieht er alles!

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.